

# Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral

Autor(en): **Meyer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156415>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral.

(Fortsetzung.)

Zürich, den 20. September 1859.

Mein hochverehrter Herr General,

Ihre freundlichen Zeilen vom 12. Juli haben mich so erfreut, daß ich mir vornahm, Ihnen darauf nicht anders als mündlich zu antworten, kann man doch in Einem Tage von hier nach Chur und zurückreisen, was bei meinem Widerwillen gegen jedes auswärtige Nachtquartier eine große Ermunterung ist. Allein da traten so viele Hindernisse ein, daß ich mehrmals auf Ihren unbeantwortet vor mir liegenden Brief einen wehmütigen Blick warf mit den Worten: „Muß er doch geschrieben sein — in dieser verfl. Zeit.“ — Jetzt aber ist es für 1859 mit einer Reise nach Chur ex. Ich bin wiedergewählt in den Stadtrath auf 4 Jahre. Große Reformen stehen bevor, finanzielle, zu welchen ich auch meinen Senf zu geben habe und da finde ich nicht Zeit, mich mit brotlosen Künsten als da ist das Philosophieren über die Weltläufte, Correspondieren über Kriegsoperationen und Friedenstraktate, Mariages, Thierhagen und andere Kurzweil gekrönter Häupter, neue teuflische Praktiken und Inventionen aller Art der Franzosen, Engel-, Schott-, Holl- und anderer Abendländer, allerlei schwierige Problemata in geistlichen Dingen und legerischem Unfug, Un- und Irr- und Aberglauben, so beim gemeinen Pöbel im Wachsen begriffen — mit solchen Allotriis, sage ich zu behelligen, sondern bin angewiesen, meinem Amt und Beruf zu leben und bei Tag und Nacht dem Anliegen des Burgers ein offenes Ohr zu leihen. So sollte es wenigstens sein, allein da es nun einmal keine Regel gibt ohne Ausnahme, so kann auch ein Stadtrath nicht immer den Versuchungen des Fleißes, respektive dem Gelüsten widerstehen, sich ein Stündchen mit unnützem Geplauder zu vertreiben.

Der Untergang der Schweizer Regt. in Neapel hat mich gedauert für die Offiziere. Im Frühjahr gab es allerdings Augenblicke, da ich wünschte, es hätte dort keine Schweizer. Ich besorgte, sie würden gegen Osterreich verwendet werden. Übrigens wird, so lange die Schweiz frei bleibt, es immer Schweizer in fremden Diensten geben. Den Capitulationen bin ich abhold, theile übrigens, wie Sie sich wohl denken können, Ihren Abscheu über das Benehmen des Bundesraths und seiner Emiffairs. Mir scheint, in den gegenwärtigen Verhältnissen sei es kaum möglich, mit irgend einem Staate, wäre es selbst China oder Japan, eine solche abzuschließen, ohne daß unsere neutrale Stellung in den Welt- händeln dadurch gefährdet werden könnte. Hier, sagt man, lassen sich viele nach Batavia anwerben.

Heute wird wieder vom Sardinier ein großes Diner zugerüstet im Hotel Baur. Von anderm als von ihren Mahlzeiten wird hier kaum gesprochen, auch scheinen sich diese Herren den hiesigen Aufenthalt wohlgefallen zu lassen. Der Cav. des Ambrois soll ein gelehrter freundlicher Mann sein. Bei einem Besuche in der Stadtbibliothek und im antiquarischen Museum haben unsere Gelehrten an ihm bedeutende und gründliche Kenntnisse verspürt. Bei einem der Diners im Hotel Baur soll Graf Colloredo unsern Regierungspräsidenten gefragt haben: „Wo hält sich dermalen der Kommunist Treichler auf?“ und es erfolgte die Antwort: „Excellenz, dort sitzt er zu ihrer Linken.“ Er war nämlich als Mitglied des Regierungsraths unter den Eingeladenen. Übrigens haben wir in der That keine politischen Parteien mehr. Die Meinungsverschiedenheit betrifft nur noch die verschiedenen Eisenbahnlinien. Bezeichnend ist auch, daß am Tage vor der Ankunft der internierten Oesterreicher von H. Karl Jos. ein radikales Regierungsglied einen Conservativen auf der Straße anhielt und den Wunsch aussprach, es möchte zu Gunsten dieser Leute, welche von vielem entblößt seien, eine Kollekte veranstaltet, ja eine öffentliche Einladung zu einer solchen erlassen werden. Es wurde ihm erwidert, das letztere halte man nicht für passend, die Sache werde sich im stillen thun lassen. Dies ist dann auch geschehen zu allseitiger Zufriedenheit. Sie waren auch von Jedermann so wohl gelitten, daß ich keinem gerathen hätte, sie zu insultieren, wie man wohl anfänglich von Seite tessinischer Studenten oder anderer Italiener besorgte, denn ihr bescheidenes ruhiges Wesen machte auf unsere ganze Bevölkerung einen günstigen Eindruck.

Ich lebe der festen Überzeugung, daß ehe 10 Jahre vergehen, sie wieder in den Straßen von Mailand spazieren werden. Bis dahin wollen wir uns gedulden.

Ihr Sie aufrichtig verehrender

W. Meyer,  
Stadtrath.

Zürich, den 4. Oktober 1861.

Mein hochverehrter Herr General,

Wenn das neue Königreich Italien noch einige Jahre sich so durchschleppen kann, so werden die Insurrektionen doch allmählig erlöschen. Wäre Oesterreich in seinem Innern besser bestellt, so könnte es kühn die Offensive ergreifen und die Bauern vom Po bis zum Saro würden sich massenhaft erheben, um — nicht zwar drein zu schlagen, aber den Siegern mit Ohlzweigen entgegen zu gehen. Aber wenn die neue Ordnung ein wenig an Boden gewinnt, und die jungen Leute sich an den Militärdienst, die Bevölkerung überhaupt sich an die Konstriktion gewöhnt, dann wird Oesterreichs Einfluß verloren gehen und muß es zu Frieden sein, Venedig behaupten zu können. In der Lombardei wird zwar gewaltig geschimpft über die Piemontesen wegen der hohen Steuern,

aber diese erträgt man viel lieber, als polizeiliche Quälereien und die sind leider in Oesterreich jetzt noch zu Hause. Es ist zum Blutweinen, wenn man denkt, was dieses Reich seit 1849 versäumt hat, an Geld aus dem reichen Italien herauszuziehen, da sie doch so gut als Draußenstehende wissen konnten, welches der Dank sein würde für solche Milde. Dagegen ehrliche stille Leute nicht mit Paß- und andern Polizeivor-schriften plagen, nicht das Geld verschwenden für Nachspüren nach Revo-lutionären und Intriganten, sondern diese reisen lassen im Lande nach Belieben und erst wenn irgendwo etwas losbricht, solches aufs strengste bestrafen, das, glaube ich, wäre das richtige System gewesen. . .

Warum will aber Louis Napoleon nicht zugreifen? Vielleicht weil ihm seine eigenen Finanzen bange machen. Der Discout bei der Banque de France ist 6 %, derjenige bei der Bank von England 3½%. Erstere hat bei der letztern um ein Emprunt von einigen Millionen Pfund Sterling nachgesucht. Die Antwort lautete quod non. „Wir müssen, hieß es, für unsere eigenen Kaufleute sorgen und trachten, ihnen Geld zu billigem Zins abgeben zu können.“ Die Entente cordiale berührt den Geldbeutel nicht. Es kann dies am Ende doch noch die Franzosen nöthigen, sich in die Amerikanischen Händel zu mischen und vielleicht ist es diese Zuversicht, welche den Empereur bestimmt, die Europäischen Staaten einstweilen in Ruhe zu lassen. Bedremo.

In dankbarer Anhänglichkeit verbleibe ich

Ihr ergebenster

W. Meyer,  
Stadtrath.

Zürich, den 4. Dezember 1861.

Mein hochverehrter Herr General,

Wenn es Krieg gibt zwischen England und Amerika, so bitte ich, mein hochverehrter Gönner, um Ihre Befehle, mit welchen von beiden ich es halten soll. Die Wahl fällt mir schwer. Als ächter Zürcher meine ich, das beste sei es, mit dem zu halten, welcher der stärkere scheint und da dürfte England den Preis davontragen. Sonst scheint mir dort die Sachlage diese. Die Südstaaten haben im günstigsten Fall Aussicht, sich zu erhalten, nicht aber etwas weiteres zu gewinnen, die Nordstaaten hingegen haben Aussicht auf Wiedereroberung wenigstens eines Theiles der Südstaaten. Schon das zeigt, daß die Stellung der Nordstaaten die günstigere ist, und schwerlich dürften die Südstaaten ohne Englands Mithülfe ihr Ziel erreichen.

Und Louis Napoleon? Ich bezweifle, daß er gegen England auf-treten wird, denn die Finanzverlegenheit soll wirklich groß sein. Muß er aber die Armee amüsieren, so schickt er sie nach Italien und fällt das Biered an, erobert Venedig, verjagt den Papst. Dem sehen die Engländer zu und jubeln die Preußen Beifall zu, wenigstens die Fort-schrittspartei. Und der gute König Wilhelm wird vielleicht den Säbel

ziehen und ihn, nachdem er rechts und links feierlich salutiert hat, wieder in die Scheide stoßen.

Einem unläugbaren Nutzen hat die allgemeine Wehrpflicht (oder Konstriktionspflicht) gegenüber dem System geworbener Truppen wenigstens darin, daß sich die Gesamtheit der Bevölkerung mehr für den Gang des Krieges interessiert als früher, da der Krieg nur als Privatfache der Souveräne angesehen war. Die Desertionen zum Feind hören beinahe ganz auf, diejenigen nach dem Inneren werden seltener, die Ergänzungen gehen leichter von statten. Was war die holländische Armee, nämlich ihre Nationalregimenter 1793 und was war diejenige von 1831. Diese Betrachtung führt mich auf den Schluß, daß Louis Napoleon das linke Rheinufer nicht so ohne Umstände in den Sack schieben kann und das weiß er so gut als wir.

In Belgien sowohl als in Holland, höre ich, sei die Stimmung anti-französisch und die Überzeugung in allen Gemüthern, daß sie treu zusammenhalten müssen, um selbständige Nationen zu bleiben. Die Veröhnung der Nationen sei derjenigen der Höfe vorangeeilt.

Leben Sie wohl und bewahren Sie Ihr schätzbares Wohlwollen  
Ihrem ergebenen

W. Meyer,  
Stadtrath.

Zürich, den 15. Jänner 1866.

Mein hochverehrter Herr General,

Der Jahreswechsel liegt hinter mir, mit ihm das unruhige Getriebe aller Art, das er für die Häupter einer anwachsenden Familie, die sich bei diesem Anlasse um sie zusammenschaaren, mit sich bringt, die daran sich knüpfenden kleinen Festlichkeiten, die Visiten, das Rechnungswesen nicht zu vergessen — und man kehrt wieder zurück in den geregelten Gang des täglichen Lebens. Sind aber, fragte ich mich gestern, noch Rückstände vom vorigen Jahr zu erledigen? und da fällt mir Ihr freundlicher Brief vom 19. September — 1864 — als noch unbeantwortet in die Augen. Darf ich ihn noch beantworten?

Segessers Protest gegen den Handelsvertrag mit Frankreich habe ich seinerzeit nicht angesehen. Der Vertrag und die Opposition gegen denselben waren mir beide gleichgültig. Nur daß wir zum Spudnapf werden, in welchen Frankreich seine Elsäßerjuden entleert, mißfällt mir und darum habe ich gestern in der Volksabstimmung in der St. Peterskirche, wo wir doch 1854 Mann stark waren, gegen diese Judenartikel gestimmt und mit mir, wie ich höre, noch 50 Mann, vielleicht noch mehrere. Ihre Besorgnis, daß wir allzu sehr französisirt werden, theile ich nicht. Unter den jungen Männern im Waadtland, welche auf Bildung Anspruch machen, sind wenige mehr zu finden, die nicht das Deutsche ein wenig verstehen, wenn es ihnen auch Mühe macht, dasselbe zu

sprechen. Im Bundesgericht wird von zwei welschen Beisitzern Allet und Friederichs das reinste Deutsch gesprochen. Die Hochschulen in Basel, Bern und das Polytechnikum, wo immer einzelne ausgezeichnete Deutsche lehren und die von unsern Welschschweizern besucht werden, wirken hierin viel Gutes. Ich habe vor wenigen Wochen Gelegenheit gehabt, mich mit dem liebenswürdigen, rechtschaffenen und umsichtigen Blösch zu unterhalten und ihn unter anderm gefragt, ob auf der Sprachengrenze seit 30—40 Jahren das Deutsche oder das Französische die Oberhand gewonnen habe. Darauf hat er geantwortet, das gestalte sich auf den verschiedenen Punkten je nach den Umständen verschieden. In der Stadt Biel z. B., welche vor 40 Jahren 2100 Einwohner zählte, deren Zahl jetzt auf 7000 angewachsen sei, sei der Zuwachs meist welsch, veranlaßt durch das Herbeiströmen von Arbeitern aus den Bergthälern des Jura, seit sich in Biel bedeutende Handlungen und Gewerbe mit Uhren entwickelt haben. Dagegen sei das Dorf Ligerz (Glereffe) zwischen Biel und Neustadt, wo noch vor 30 Jahren je den 2ten Sonntag französisch gepredigt worden, jetzt ein ganz deutsches, in welchem man nicht mehr französisch sprechen höre. Im Kanton Neuenburg vollends seien gegen 20,000 Deutschberner niedergelassen.

.....

Kommt Ihnen meine Unterhaltung nicht ungelegen, so fahre ich noch ein wenig fort, und nochmals in Ihnen von mir so schmählich vernachlässigten Brief blickend, erwidere ich auf Ihre Bemerkung, daß wir keine protestantisch conservative Zeitung mehr haben: Viele klagen auch hier darüber, aber es wäre schwer, einen Redaktor zu finden. Denn was ist conservativ? Oder will man feck etwas aristokratisches — nichtreaktionäres — aber bloß die Sache der Besitzenden, der Ehrenhaften, der Schweizer verfechten gegen die Lumpen, die Lügenhaften, die Eindringlinge, wo finden Sie einen Verleger für ein solches Blatt? Überdies, womit soll es die Leser unterhalten? Es ist ihm rein unmöglich, sich nicht auch mit den Eisenbahn- und Aktien-Unternehmungen zu beschäftigen, sonst findet es keine Leser. So aber muß es irgend eine Partei ergreifen und hört auf, ein aristokratisches Blatt zu sein.

.....

Indeß bietet doch die Gegenwart immer noch einiges dar, was mir erfreulich scheint. Dazu gehört, weiß Gott, unser zürcherisches, um nicht zu sagen unser schweizerisches Militärwesen. Mit freudestrahlendem Auge sagte jüngsthin Oberst Ziegler, jetzt darf unser Kanton wie kein anderer sich rühmen, für alle Waffentüchtigen Waffenkommandanten zu besitzen. Und mich dünkt, er hat Recht und ich füge hinzu, soweit ich zurückzudenken vermag, ist es das erstemal, daß wir uns freuen konnten, für alle Waffen gut versehen zu sein. . . Daß unsere Kriegsmänner Milizen geblieben sind, ist allerdings wahr. Ich sah davon eine Probe acht Tage vor den Manövern bei Nestenbach, als das Zürchercontingent zum Behuf eines Vorkurses in der Nähe der Stadt cantonnierte. In der irrigen Voraussetzung, es finde ein Manöver statt, ging ich hinaus auf die Wollishofer Allmend, wo mich mein Tochtermann, Offizier bei einem

dieser Bataillone, belehrte, es sei nichts mehr zu sehen... Bah, dachte ich, da ich einmal da bin, so will ich mich ein wenig gedulden. Diese Zelten möchte ich doch gerne sehen. Steckte eine frische Zigarre an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die Effekten waren bereits auf dem Plage, mit verschränkten Armen hüteten sie Bedienstete des Kommissariates. Es wurde rappellirt, verlesen, Ausscheidungen vorgenommen solcher, die gewisse Effekten schon hatten, von denen, die sie erst beziehen sollten. Dann gab es Erörterungen wegen der Kommandierten auf Wache und in welche Kategorie sie gehörten, wer für sie zu beziehen habe. Der Feldwebel fragte den Lieutenant, dieser wollte den Hauptmann fragen, der Hauptmann mußte aber zuerst aufgesucht werden. Kurz, des Hin- und Herredens, des Herumrennens und Aufsuchens und Demonstrierens war kein Ende. Da ergökte mich folgender Auftritt. Ein Hauptmann kommt und sagt einem Feldwebel, wenn er den Hrn. Lieutenant so und so sehe, so soll er ihm dies und das ausrichten. So eilt der Hauptmann weiter. Der Feldwebel mit Anderen in müßigem Gespräche begriffen, bleibt ruhig zurück. Nach einer Weile entdeckt er seinen Mann auf eine Entfernung vielleicht von 150 Schritten und ruft mit lauter Stimme: Herr Lieutenant! Dieser wendet sich nach ihm hin und der Feldwebel winkt den Offizier mit aufgerecktem Zeigefinger zu sich. Notabene dieser Zeigefinger hatte die Form und den Umfang eines mäßigen Lannzapfens und erinnerte mich an die Pompons (vulgo Zäpfen) aus der Zeit von 1809—1813. Der Lieutenant säumte nicht, auf den Feldwebel zuzueilen und als er ihm auf 4 Schritte genähert war, trat jener ihm huldreich zwei Schritte entgegen. Vivat das alte Zürich, dachte ich, es ist noch nicht untergegangen und ohne die Schutzzelten abzuwarten, wandelte ich meines Weges.

So wenig ich nach so langem Stillschweigen meinerseits berechtigt bin, einer Antwort auf diese Zeilen entgegenzusehen, so brauche ich Sie wohl nicht zu versichern, wie sehr mich auch nur wenige Worte von Ihrer verehrten Hand erfreuen würden, wenn sie auch im gerechten Reciproco längere Zeit auf sich warten lassen sollten. Immer aber und bis zu meiner letzten Stunde soll Ihnen gewidmet bleiben die aufrichtige Anerkennung und innige Verehrung

Ihres ergebensten

Wilhelm Meyer-Ott,  
alt Stadtrath.